

Staubige Argumente

zu: Den Juden das Zeugnis gönnen in Nr. 10/98

Wer im Vorfeld der Synodenerklärung der ELKB zum Verhältnis von Juden und Christen die Diskussion verfolgte, muß sich fragen, ob die evangelische Kirche in Bayern nicht erst am Anfang eines langen Weges steht. Hat sie sich doch die problematische Aufgabe gestellt, als eine der letzten Landeskirchen in Deutschland Aussagen zu treffen, die die Berechtigung christlichen Glaubens angesichts eines dramatischen Bankrottes während des Dritten Reiches erläutern soll: mehr als sechzig Jahre nach der Reichspogromnacht, mehr als fünfzig Jahre nach Ende des Nazi-Reiches. Wer den Dialog zwischen Juden und Christen ernsthaft und über Jahre hinweg mitgetragen hat, weiß, daß eine solche Neupositionierung nur möglich ist, wenn das Kirchenschiff die Anker lichtet und neue Standpunkte einnehmen kann. Ein drängender Wunsch zur Neuformulierung des christlichen Standpunktes nach der Schoa bestand aber offensichtlich gar nicht, wenn man die vermittelnden Worte dieser Erklärung analysiert: wahrlich keine Vision einer theologischen Bestimmung des veränderten Verhältnisses. Eher ein vorsichtiger Versuch, den Status quo des Dialogs zwischen Juden und Christen kirchenpolitisch festzuzurren. Nicht viel, aber auch nicht wenig, wenn man sich die Stimmen der Gegnerinnen und Gegner auf der Zunge zergehen läßt. So muß man als jüdischer Leser die Epistel der Magistra Gräter im Korrespondenzblatt bayerischer Pfarrerinnen und Pfarrer über sich ergehen lassen, die fleißig und klug zu retten versucht, was der enge Referenzrahmen gebietet, den landeskirchliches Denken von jeher zu bieten scheint. »Den Juden das Zeugnis gönnen«, hört man da mit offenem Mund über so viel Dreistigkeit, wenn wohlfeile Worte nur zu erkennen geben, daß da wieder mal eine nicht über den Rand des lutherischen Beffchens schauen konnte. Aus toten Augen starrt uns staubtrockene Kathedertheologie an, in der alles gut aufgeräumt ist, die Juden der kirchengeschichtlichen Vergangenheit angehören und Jesu Auferstehung zum quasihistorischen Ereignis herbeigeträumt wird. Andere historische Ereignisse der jüngsten Geschichte treten dagegen bescheiden in den Hintergrund. - Aber der Holocaust habe ja keinen Offenbarungscharakter, lerne ich da. Wehe denen, für die sich in der kurzen Spanne des »Tausendjährigen Reiches« sehr viel offenbarte: an menschlichen Abgründen, an Kälte der Herzen, an Fruchtlosigkeit christlicher Lehren seit zweitausend Jahren. Oder sollte man vielleicht den Schluß ziehen, da sei gerade eine Frucht aufgegangen, wie sie dem Christentum als allzeit reifer Samen ab initio innewohnt? Jahrzehnte des jüdisch-christlichen Dialogs sind nach dem Krieg darauf verwandt worden, diesen Verdacht auszuräumen. Wenn ich die theologischen Geschütze der Gegner eines neuen Miteinanders zwischen Juden und Christen betrachte, sehe ich deutlich die Gefahr, wenn Dialog auf mitmenschlicher Ebene geführt wird, ohne jedoch zu neuen theologischen Grundaussagen zu kommen, die Revisionscharakter haben. Dann treffen die staubigen Argumente der Gräter ins Herz des Dialogs: weil die Argumente aus der Mottenkiste der alten Bekenntnisse und Formeln genommen sind, die - zumindest formal - die Basis kirchlichen Denkens und Handelns bis heute sein sollen.

Für mich ist klar: eine Kirche, die zu keiner Wandlung ihrer Lehre aus der Erfahrung der Geschichte fähig ist und die unbeeindruckt von dem Grauen der Unmenschlichkeit zur paulinischen Tagesordnung übergeht, kann zu einem Miteinander von Juden und Christen nicht gelangen. Deshalb war das Jahr der Begegnung ein wertvoller Anfang und deshalb muß man froh sein über diese Erklärung der Synode zum Verhältnis von Christen und Juden. Sie kann ein wichtiger Baustein sein, um die Bayerische Kirche zu weiterem Nachdenken anzuhalten und die Lücken zu füllen, wo jetzt noch Konkordienformeln den Platz freihalten für mutigere Aussagen. Was jetzt vor allem gebraucht wird ist eine deutliche Realisierung des Eingeständnisses von Scham und Schuld, von Versagen und Verzagen. Leo Baeck soll nicht Recht behalten, daß sich das Christentum nach Auschwitz selbst erledigt habe. Und dazu braucht es eine Hinwendung zum heutigen Judentum und seinen Gemeinden. Zu bedauern ist, daß als Ansprechpartner in Bayern nur die Israelitischen Kultusgemeinden genannt werden. Das Judentum ist heute auch in Deutschland wieder vielfältiger, als die Landeskirche weiß.

Dr. Walter Homolka
Landesrabbiner des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden von
Niedersachsen
Mitglied im Exekutivkomitee der Weltunion für Progressives Judentum